



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Es ist unter dem Paket Lyrik, das ich anzeigen soll, wenig Bemerkenswertes; einige Bücher scheiden aus als gänzlich unbrauchbar. Sie sind nicht da für eine ernsthafte Kritik; der Druck gibt ihnen noch keine Berechtigung.

Josepha Mez veröffentlichte „*Neue Gedichte*“. Man erkennt aus ihnen wenigstens ein ernstes, treues Streben und Talent. Besonders die Landschaftsbilder bergen mancherlei, was den Leser aufhorchen läßt. Die Dichterin liebt den Herbst und seine klaren Träume, seine Wehmut und Erfüllung. Sie zeichnet mitunter deutlich und umrißrein. Auch zu gestalten versucht sie, wenngleich die Kräfte hier gelegentlich zu versagen scheinen. Die Kindergedichte konnten mir weniger behagen. Ich glaube, Josepha Mez wird noch mancherlei Erfreuliches bescheren; nichts Großes und Neues, aber Schlichtes und Inniges, wie es ihrer Gabe angemessen ist. Das Buch (Verlag Neues Leben, Berlin) ist einfach, geschmackvoll ausgestattet; es erweckt Hoffnung auf Erfüllungen.

Auch die „*Gedichte*“ von **Margarete Windthorst** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Leipzig) verdienen Beachtung. Der Band ist recht umfangreich, ein wenig überschwenglich. Aber manches sanfte Lied gleitet vorüber mit einschmeichelndem Klange. „*Abendfrieden*“, „*Dämmerstunde*“, „*Erste Liebe*“, „*Schwesterlein, komm!*“, „*Abend in der Bergschlucht*“, „*In ein Stammbuch*“, „*Idyll*“, „*Abend am Kamin*“, „*Auch das ist Wintertag*“, „*Wanderers Weihnacht*“ gehören zu den besten Gedichten des Buches und gleichen den stillen, bescheidenen Wegeblumen, auf denen gern des Wanderers Auge rastet. Wenn

Margarete Windthorst mehr Plastik, mehr innerliche Kraft entwickelte, könnte sie eine reifere Künstlerin werden. Die größeren Stücke sind zu breit, zu gestaltlos; aber die gedanklichen („*Verzinnen über das Leben*“) wissen zu fesseln und beweisen wenigstens, daß die Verfasserin über das Idylle, Liedhafte hinausstrebt. Hier ist der Weg, den sie verfolgen muß. Die Zukunft wird dartun, ob die sympathische Dichterin ihre Erstlingsgabe als Einleitung oder Vollendung betrachtet. Ich hoffe, sie bald auf jener höheren Stufe zu sehen, die ihr durch Ernst und Fleiß gewiß beschieden sein wird.

„*Am Tor des Abends*“ betitelt sich ein Liederheft von **Theodor Blocisti** (Jüdischer Verlag, Berlin W. 15). Ich erwähne es nur darum, weil hier das Judentum rein und ehrlich hervortritt, nicht verbrämt mit Deutschtümelei und christlichen Klüßen. Die Gedichte selbst verraten mehr Wollen als Vollbringen und einen — wenn auch nicht gerade abschreckenden — Dilettantismus, der weiteres Eingehen unnötig macht.

Die sozialistischen Verse „*Empor*“ von **Karl Frohne** (Hamburg, Auer u. Co.) erzählen viel von Sieg, Menschlichkeit, Befreiung. Immerhin meiden sie allzu tendenziöses Geschrei und wirken in keiner Weise abstoßend oder brutal. Auch schlichte Lieder; sinnige Betrachtungen sind eingeflochten, — alles gut gemeint, aber künstlerisch wertlos.

Und nun wird Licht! Das „*Hellenische Dichterbuch*“ von **Siegfried Meßler** (Beit u. Co., Leipzig) ist ein Begleiter durchs Leben. Die Mannigfaltigkeit, die nicht nur historische Schönheit der Sprüche und Lieder entzückt immer aufs neue. Leider ist die Übersetzung nicht immer glatt und flüssig; manch un-

geschickte Wendung stört den Genuß der Lektüre. Die philosophischen Fragmente haben in Diels und Nestle würdigere Interpreten gefunden. Aus der Fülle überraschender Schönheiten mag wenigstens einiges angeführt werden, was auch heute noch gilt und glänzt; kurze Sentenzen voll Ironie oder tröstender Wahrheiten:

Des Mannes höchster Schatz ein Weib, das mit ihm fühlt. (Euripides.)

Sterbliche sind nur Bälge, gefüllt mit nichtigem Dünnel. (Epikur.)

Du bist Philosoph? Ich danke. Die Philosophen sind,

Sobiel ich weiß, in ihren Reden grundgescheit, Doch wie es gilt, zu handeln, voller Unvernunft. (Anaxippes.)

Was für ein glückliches Volk doch die Zikaden sind!

Sie haben Weibchen ohne jedes Sprachorgan. (Xenarchos.)

Der Gedanke bedeutet soviele wie die Tat. (Kristophanes.)

Gott faßbar? — Nein! Gesezt, er wär' es, wär' er Gott? (Unbekannter Dichter.)

A. Er hat ja geheiratet. —

B. Was du sagst! Geheiratet!

Nicht möglich! Sah ich ihn nicht noch jüngst gesund und frisch

Spazieren gehn? (Antiphanes.)

Betrachte nun auch andre Sagenen; du wirst Soviel erseh'n: Kein allgemeines Gutes gibt's Nach Böses, sondern eines und dasselbe schuf Jeweils die Zeit in Gutes und in Böses um. (Unbekannter Dichter.)

Robert de Montesquious historische Sonette „Rote Perlen“ haben in Franziska Steinitz eine ausgezeichnete Nachdichterin gefunden; die Übertragungen lesen sich gelegentlich wie Originale. Diese Bilder aus Versailles sind vornehm, etwas kühl, aber ihr Wert liegt gerade darin beschlossen. Wie Marmorstatuen in Tarushefen glänzen und winken sie und zaubern Lust und Tod vor unsern Augen. Der Kenienverlag in Leipzig hat für eine vornehme Ausstattung Sorge getragen und damit Dichter und Übersetzerin nach Verdienst geehrt.

Zum Schluß will ich ein Buch loben, das mir in mancher Beziehung bedeutend und wichtig erscheint. **Alfons Paquet** gab neun

umfangreiche Gedichte unter dem Titel „**Geld Namenlos**“ heraus (Eugen Diederichs, Jena). Es ist nicht schwer, an Walt Whitman zu erinnern, auch an Verhaeren. Breit ausladende Verse, rhythmische Prosa wechseln ab und geben äußerlich schon Hinweise auf die beiden Vorbilder. Aber Paquet bleibt dennoch selbständig. Er ist ruhiger, sachlicher, ihm fehlt das mitreißende Pathos. Auch er sucht das, was man ja wohl heute kosmische Dichtung nennt. Es gehört innere Kraft und Wucht dazu, den Leser immer wach und eifrig zu halten, nicht in poetifizierte Reiseschilderung zu münden. Einzig Verhaeren ist es bis jetzt gelungen; Paquet ist freilich der Gefahr nicht völlig entgangen. Trotzdem aber ist sein Buch neu, merkwürdig und fesselnd; es berührt den Geist mehr als das Herz. Doch niemals hat man das Gefühl des Gewollten, Absichtlichen; dieses Buch entspricht des Dichters Wesen und ist wahr und echt. Oft nimmt man es zur Hand, das so köstlich gedruckt wurde, und legt es niemals wieder fort ohne Gewinn und Nachdenken.
Ernst Ludwig Schellenberg-Weimar

Justiz und Verwaltung

Strafkammern für Handelsfachen! Beim Landgericht I in Berlin sind jetzt in kurzer Folge vor verschiedenen Strafkammern Strafsachen gegen die sogenannten Budgethops (d. h. Animierbankiers) zur Verhandlung gekommen. Die Zeitungen berichten, daß jedesmal im Beginn der Verhandlung viel Zeit dadurch verloren gegangen sei, daß sich der Bankfachverständige vor dem Gericht ausführlich über das Wesen der Prämien-geschäfte, Stellagen, „In sich“-Geschäfte und was sonst noch zum Betriebe eines richtigen Budgethop gehört, verbreiten mußte.

Es ist natürlich nicht zu verlangen, daß jeder Richter mit dieser fern liegenden, mehr banktechnischen als juristischen Materie vertraut sei. Aber es drängt sich der Gedanke auf, ob nicht dadurch Arbeitszeit gespart und ein besonders fachverständiges Richterpersonal erzielt werden könnte, daß nach dem Vorbilde der Kammern für Handelsfachen und ebenso der Zivilkammern, denen ausschließlich Patent-sachen, Ehefachen, Streitigkeiten über unlauteren Wettbewerb usw. überwiesen sind,

auch besondere Strafkammern geschaffen werden, denen alle die Strafsachen zugeteilt werden, welche das Handelsstrafrecht betreffen. Ich denke hierbei besonders an Zuwiderhandlungen gegen die Strafbestimmungen des Aktienrechts, Konkursrechts, des Börsen- und Depotgesetzes, sowie an alle die Fälle von Betrug, Untreue, Unterschlagung, welche besonders banktechnische oder sonst kaufmännische Kenntnisse voraussetzen.

Die Staatsanwaltschaft hat ein Bedürfnis nach solcher Spezialisierung bereits anerkannt, indem sie seit langem besondere Preßdezerenten an den größeren Landgerichten hat und neuerlich beim Landgericht I Berlin besondere Dezerenten für die Buckethopfsachen geschaffen hat.

Eine Zuteilung aller Handelsstrafsachen an eine oder mehrere bestimmte Kammern ließe sich mühelos zum Beginn eines neuen Geschäftsjahres durchführen, für welchen Zeitpunkt nach §§ 62, 63 G. V. G. das Präsidium des Landgerichts die Geschäfte auf die Dauer des neuen Geschäftsjahres unter die Kammern derselben Art verteilt.

Daß für die Bildung solcher Spezialkammern nur an ganz wenigen und zwar den größten Landgerichten ein Bedürfnis sein wird, ist selbstverständlich, an diesen aber würde mit Schaffung solcher Kammern ein Spezialistentum großgezogen, wie es in seiner Sachkenntnis nach jeder Richtung hin nur wünschenswert wäre.

Landrichter Dr. Sontag-Berlin

Gefängnisse im freien Moor. Von außerordentlicher Bedeutung für die Durchführung der gewaltigen Kulturarbeiten, die auf den weiten Heide- und Moorflächen in unserem deutschen Vaterlande der Lösung harren, ist die Beschaffung ausreichender Arbeitskräfte. Hier setzen die Bestrebungen ein, die Gefängnisse — natürlich nur cum grano salis genommen — zum Teil aus den Mauern der Stadt ins freie Moor hinauszulegen. Es handelt sich darum, die unsozialen Elemente, selbstverständlich mit Auswahl, in den Dienst einer großen sozialen Aufgabe zu stellen, wie sie in der Moorkultur vor uns liegt. Der Staat hat ein wesentliches Interesse daran, die kleine und mittlere bäuerliche Bevölkerung

zu mehren, namentlich für die Kinder derselben neue Siedlungen zu schaffen, damit diese ihrem Stande und dem Lande erhalten bleiben können. Man könnte es fast eine ausgleichende Gerechtigkeit nennen, wenn die Arbeitskraft derjenigen, die die Rechtsordnung durchbrochen haben und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurden, verwendet wird, um Herdfeuer und Arbeitsstätte zu schaffen für solche Staatsbürger, die wie der Bauer den Bestand des Staates festigen und sichern.

Die Zahl der Gefangenen, die aus Strafanstalten und Gefängnissen der preussischen Verwaltung des Innern mit Landeskulturarbeiten überhaupt beschäftigt sind, betrug am 1. Januar d. J. nahezu vierzehnhundert Mann. Es handelte sich dabei einmal um Moorkulturarbeiten und zwar in Ostpreußen, Hannover, Schleswig-Holstein, sowie in der Rheinprovinz; außerdem um Dünenbefestigungen auf der Kurischen und Frischen Nehrung und der Halbinsel Gela, um Flußregulierungen in den Provinzen Schlesien, Sachsen und Hannover, endlich noch um Weinbergsanlagen an der Mosel und der Nahe. Bei der eigentlichen Moorkultur waren vierhundertfünfundvierzig Gefangene, darunter dreihundertfünfundsechzig Zuchthausler und achtzig Gefängnisgefangene beschäftigt. Wie aus den Jahresberichten der einzelnen Anstalten hervorgeht, stößt die Verwendung der Gefängnisgefangenen auf keine Schwierigkeit. Obgleich die Insassen der Gefängnisse nach dem Gesetz ihre Zustimmung geben müssen, kommen Weigerungen so gut wie garnicht vor. Sie führen sich gut, sind fleißig und billig, Ablösungen wegen schlechter Führung sind selten. Ohne Murren haben sie Sommerhitze und Winterkälte ertragen. Sie kehren körperlich und geistig gekräftigt in die Freiheit zurück. Auch die Ärzte betonen in ihren Sonderberichten immer wieder, wie zuträglich in gesundheitlicher Beziehung diese Außenarbeit der Gefangenen ist.

Seit 1897 hat die preussische Gefängnisverwaltung im Einvernehmen mit der landwirtschaftlichen Verwaltung die Aufgabe, planmäßig Moorkulturarbeiten durch Strafsafangene auszuführen, in Angriff genommen. Es handelt sich vor allem um die Kultivierung und Besiedlung des Bargstedter und Reit-

moorees im Kreise Rendsburg in Schleswig-Holstein, sowie des Plattebenns im Kreise Monjoie im Regierungsbezirk Aachen.

Das Bargstedter Moor umfaßt 210 Hektar. Auf dem nördlichen Teil des Bargstedter Moores waren vor der Überweisung an die Gefängnisverwaltung geringe Kulturversuche vorgenommen worden. Im Jahre 1899 begann die Gefängnisverwaltung zunächst mit dreißig Gefangenen die Arbeit. Vorgeesehen sind sieben Kolonistenstellen, einfache Kolonate von 13 Hektar, Doppelkolonate von 20 bis 26 Hektar und eine Großbauernstelle von 87 Hektar. Vergeben sind sechs Kolonate; ein Kolonat wird zur Unterbringung der Gefangenen benutzt. Die Kolonie zählt neun- unddreißig Einwohner. Der Viehbestand der Kolonisten umfaßt zwölf Pferde, vierundzwanzig Kühe und Ochsen, fünfzig Stück Jungvieh und vierundachtzig Schweine. Die Gebäudekosten betragen je nach der Größe 7000 bis 14000 Mark. Für Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Großbauernstelle wurden 23000 Mark aufgewendet. Es dürfte hier der erste Versuch vorliegen, eine Großbauernstelle auf Hochmoor zu errichten, um darauf Weidewirtschaft in größerem Umfange zu betreiben. Der Besitzer dieser Stelle hat über den Eingang seiner Haustür das Wort gesetzt: Ich habe es gewagt. Daß dies Wagnis gelingen wird, scheint heute schon sein Stall voll prächtigen Rindviehs zu beweisen, das dem Marschvieh nicht nachsteht.

Das Reitmoor südlicher Teil umfaßt 457 Hektar. Auch hier sind Kolonate verschiedener Größe vorgeesehen. Bis jetzt sind fünf Stellen überwiesen. Die Nachfrage nach Stellen war so groß, daß nicht alle Bewerber befriedigt werden konnten. Die Zahl der Bewohner beträgt einunddreißig Personen. Der Viehbestand weist elf Pferde, neunundzwanzig Kühe, sieben Stück Jungvieh und neunundneunzig Schweine auf. Für sieben Siedlungen sind bis jetzt Gebäude errichtet; zwei davon dienen einstweilen noch der Unterbringung von Gefangenen. Die Ernteerträge stellten sich für das Hektar bei Kartoffeln auf 90 bis 105, bei Hafer auf 18 bis 22, bei Roggen auf 15 bis 21, bei Heu auf durchschnittlich 58 Doppelzentner.

Das Plattebenn erhebt sich 650 Meter über dem Meerespiegel. Es umfaßt 69 Hektar

Edland und wurde im Jahre 1899 von der Gefängnisverwaltung erworben. Es sind sechs Kolonate gebildet von je 10 bis 14 Hektar. Die Kolonisten kommen den Berichten zufolge gut voran; der erste Kolonist z. B. besaß beim Anzuge zehn Stück Rindvieh und zwei Schweine; er hat jetzt zwanzig Stück Rindvieh, zwölf Schweine und ein Pferd. Das Land wird vorzugsweise als Viehweide benutzt; der Heuertrag hat 40 Doppelzentner für das Hektar ergeben. Die Versicherungssumme für Mobilien, Vieh, Futtermittel beträgt rund 10600 Mark. Beim Anzuge bezahlte er 6 Mark Steuern, jetzt 21 Mark, die wegen großer Kinderzahl auf 6 Mark ermäßigt sind. Die anderen Kolonisten befinden sich in annähernd gleicher Lage. Die Kulturen sind für die Umgegend vorbildlich geworden, zahlreiche Landwirte setzen ihre bis dahin wertlosen Binnländereien in gleiche Kultur.

Die Gefangenenarbeit auf Heide und Moor bedeutet nicht nur einen kulturellen Segen in der Schaffung von Neuland. Sie ist ihrer ganzen Natur nach dazu angetan, den Gefangenen draußen im freien Felde bei schwerer Arbeit inneren Halt, frischen Mut und neue Schaffensfreude wiedergewinnen zu lassen, wenn überhaupt noch Keime für ein neues Leben in ihm schlummern. Der Leiter einer Gefangenenabteilung auf dem Moore berichtete, daß ihm häufiger Äußerungen zu Ohren gekommen seien, aus denen hervorgeht, daß die Gefangenen mit dieser Arbeit, die neue Kulturwerte schafft, ihr Unrecht glauben sühnen zu können. In dem Schreibheft eines „Moorgefangenen“ wurde ein Gedicht gefunden, das mit den Worten schloß:

„Denn wo heute oft verdrossen
Wir auf kahlen Fluren stehn,
Werden goldne Saaten sprossen
Und zufriedene Menschen gehn.
Nun, so laßt uns freudig bauen,
Fällt's auch schwer, verzaget nicht.
Schmückt im Königsdienst die Auen,
Wachst empor an Eurer Pflicht.“

Dr. Maaf = Zehlendorf

Volkswirtschaft

Die Reichsregierung und die Trufts. Im Herbst 1895 veröffentlichte Theodor Quimchen

in den Grenzboten eine Reihe gegen das Weltmonopol Rockefeller's und die Allmacht der Trusts gerichteter Artikel, um die Reichsregierung zum Kampf gegen die das Wirtschaftsleben bedrohende Gefahr der Vertrustung anzufeuern*).

Quimchen, der, bevor er sich der Schriftstellerei zuwandte, als Petroleumimporteur und Großkaufmann jahrzehntelang im praktischen Leben gestanden hat, schildert in seinen Ausführungen die Entstehung und Begründung des Petroleumtrusts durch den ebenso frommen wie scrupellosen ehemaligen Krämer von Cleveland, John D. Rockefeller, um im Anschluß daran mit verschiedenen Märchen der Volkswirtschaft aufzuräumen. Zunächst mit dem Axiom, daß die freie Konkurrenz der Grundpfeiler aller Wirtschaft sei. Seitdem Rockefeller und Genossen auf dem Plan erschienen sind, seitdem die Trusts große Wirtschaftsgebiete an sich gerissen haben, ist die freie Konkurrenz ein heiterer Unsinn geworden. Wir können aus Quimchens Darlegungen außerdem lernen, daß die Trusts keineswegs notwendige Wirtschaftsgebilde sind, die organisch aus dem kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb herauswachsen, wie die Aktien- und Handelsgesellschaften, sondern daß sie lediglich als Gründungen eines modernen Raubrittertums in Betracht kommen. Es sind Gebilde, die sich auf Korruption aufbauen und Korruption verbreiten und die einen verhängnisvollen Einfluß auf unsere sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zustände ausüben können, sollte ihre Macht nicht noch in letzter Stunde

durch einen staatlichen Eingriff in ihre sogenannte Rechtssphäre gebrochen werden.

Der Petroleumtrust Rockefeller's ist ein Schulfall. John D. Rockefeller, ein Mensch ohne höheren Schwung der Seele, der am Anfang seiner Karriere keinen „blutigen Cent“ — wie man drüben so schön poetisch sagt — besitzt, arbeitet wie alle Leute seines Schlages zunächst in Krämergeschäften, bis er eines Tages die Entdeckung macht, daß sich mit dem Gelde anderer erst recht Geld verdienen läßt. Der Petroleumhandel hat es ihm angetan; es schien ihm eine höchst lukrative Sache, sich die Raffineure und Öllandbesitzer tributpflichtig zu machen, koste es auch, was es wolle — nämlich das Geld, die Existenz und das Leben der anderen.

Und nun begann ein Raubzug, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat, der nicht mit Spieß und Schwert, noch mit Kanonen und Maschinengewehren geführt wurde, sondern mit den Waffen der Lüge, des Verrates und der Gaunerei. Er bringt es durch listige Verträge fertig, daß ohne seinen Willen kein Barrel Petroleum mehr aus dem Ölgebiet exportiert werden kann. Nach und nach setzt er sich in den Besitz aller Betriebs- und Verkehrsmittel. Den Ölquellenbesitzern überläßt er als geriebener Geschäftsmann zunächst ihr Eigentum, damit er nach Gutdünken den Einkaufspreis des Petroleums bestimmen kann. Wie ein Keil schiebt er sich zwischen Produzenten und Konsumenten. Beiden diktiert er seine Bedingungen, dem einen die Verkaufs-, dem anderen die Einkaufspreise. Die Kontrolle über die gesamte amerikanische Petroleumproduktion befindet sich in seinen Händen; anderseits leistet ihm der kleinste Krämer des Erdenrunds Vasallendienst. „Ein Bauernfänger hat es dahin gebracht, daß ihm, dem einzelnen Menschen, seine Zeitgenossen eine Milliarde haben zahlen müssen, eine Milliarde, der keine Leistung gegenübersteht: man verdankt ihm keine technischen Fortschritte, sondern er hat sie mißbraucht, er hat die Menschen um nichts bereichert, um keinen Besitz, um keinen einzigen Gedanken.“

So standen die Dinge, als Quimchen seine erste fulminante Anklageschrift gegen Rockefeller schleuderte. Inzwischen ist der Petroleumhandel längst zu einem Weltmonopol

*) Grenzboten, Jahrg. 54, 1895: „Das Petroleum“: 1. Die Karolinger und neuere Gauner, Heft 46. 2. Wie das Königreich entstand, Heft 47. 3. Legitimes Geschäft und Spekulation, Heft 50. 4. Die Eroberung Europas, Heft 51. 5. Internationale Kleptokratie oder Volkskönigtum?, Heft 52. Diese Hefte sind einzeln für 1 M., zusammen für 3 M. erhältlich. Quimchen hat seine Aufsatzreihe zu einem Buche, das in zweiter Auflage unter dem Titel „Monarchen und Rammonarchen“ erschienen ist, vereinigt. Freier Literarischer Verlag, Berlin-Tempelhof. Brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M.

der Standard-Oil-Co. geworden. Erst spät, aber noch nicht zu spät ist die Regierung mit einer Denkschrift, die nichts geringeres als die Begründung einer unter Aufsicht des Reichs stehenden Aktiengesellschaft zum Vertrieb von Petroleum bezweckt, an die Öffentlichkeit getreten. Es wäre dies der erste vom Staate unternommene Versuch, den Machtgelüsten der Standard-Oil-Co. durch ein gesetzliches Eingreifen in den Petroleumhandel einen Niegel vorzuschieben und den verderblichen Einfluß der Trusts auf das gesamte Wirtschaftsleben zu brechen. Die offizielle Note über diesen wichtigen Schritt deckt sich in der Hauptsache mit den weiter oben näher bezeichneten Anregungen Duimchens, die dadurch ein hohes aktuelles Interesse gewinnen und bei der bevorstehenden Beratung des Gesetzentwurfs von grundlegender Bedeutung werden könnten.

Um Rockefeller zu berodfesseln — so regte Duimchen an — müßte eine Deutsche Petroleumhandlung, vielleicht in der Weise der Preussischen Seehandlung oder der Reichsbank, errichtet werden, die für Rechnung des Reiches oder mindestens unter maßgebender Mitbeteiligung des Reiches das Petroleumgeschäft zu betreiben hätte. In den Geschäftsbereich fielen die Einfuhr von rohem und raffiniertem Petroleum, ferner die Raffinierung inländischen und ausländischen Rohpetroleums in Deutschland, der Bau und die Ausnutzung von Sammeltanks und Röhrenleitungen, von Kesselwaggons usw. Die Deutsche Petroleumhandlung hätte sich zunächst mit den russischen, rumänischen Quellenbesitzern zu verständigen, ferner mit den amerikanischen, soweit sie noch vom Standard unabhängig sind. Die Ölquellenbesitzer und die mit ihnen zusammenhängenden Raffineure — alle Todfeinde der Standard — müßten drüben in Amerika zusammengefaßt, organisiert und in die Hand der Deutschen Petroleumhandlung gebracht werden. Um die Mitte der neunziger Jahre waren nach zuverlässigen Schätzungen noch fünf Achtel bis drei Viertel der Gesamtproduktion völlig „unabhängig“. Heute dürfte es kaum noch der vierte Teil sein, aber diese „amerikanische Filiale“ der „Deutschen Petroleumhandlung“ könnte dennoch den Bedarf in Deutschland in der Hauptsache decken.

Die wenigen noch unabhängigen Gesellschaften Amerikas sind schon deshalb in ihrer Existenz auf das äußerste gefährdet, weil sie über keine eigene Tankflotte verfügen und daher ausschließlich auf den Zulandmarkt angewiesen sind, den die Standard-Oil-Co. „kontrolliert“. Ihre Lage dürften, sollte ihnen nicht bald Hilfe von außen kommen, darum bald gezählt sein. Hier könnte das Reich, resp. die zu gründende Aktiengesellschaft den Hebel einsetzen, um Rockefeller aus dem Sattel zu heben. Denn es handelt sich bei dieser Aktion nicht allein um die Beschaffung von billigem Petroleum, sondern erstreckt um einen Kampf gegen die Trusts. In der Denkschrift heißt es allerdings: „Die Standard-Oil-Co. soll keineswegs von der Versorgung des deutschen Marktes ausgeschaltet werden, vielmehr ist von der geschäftsführenden Leitung zu erwarten, daß auch sie unter Verzicht auf ihre bisherige Monopolstellung Öl für den deutschen Markt liefert.“

Als ob Rockefeller jemals auf ergaunerte Privilegien und Monopole freiwillig verzichtet hätte! So naiv ist der Mann, der zur Erreichung seines Zieles über ungezählte Leichen gegangen ist, nicht, daß er auf ein lebenswürdiges Zureden der Reichsregierung hin auch nur das geringste Entgegenkommen zeigen würde. Den Petroleumtrust nannte Duimchen einen Schulsack. Man ist in Amerika dabei, alle großen Industrien nach seinem Vorbilde unter einen Hut zu bringen. Und darüber hinaus streckt das vertraute Kapital seine Arme nach Deutschland aus, um sich seine Bewohner tributpflichtig zu machen. Die Aktien der nur noch dem Namen nach deutschen Zigarettenfabriken, befinden sich zum großen Teil in amerikanischen Händen. Der Tabaktrust ist so gut wie abgeschlossen.

Vertrufung heißt Vernechtung. Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, auf dem unser Wirtschaftssystem beruht, dem wir auf dem Weltmarkt unsere großen Erfolge verdanken, hört auf, sobald die großen Korporationen eine unbedingte, unkontrollierte, völlig willkürliche Macht erlangt haben, immer nur von der einen Erwägung geleitet, wie die Beherrschten gründlich und dauernd ausgebeutet werden können. Duimchen folgert weiter: „Der Staat, die Monarchie oder die Republik,

mindestens aber doch das Königtum germanischer Auffassung, wird zur Farce, zur niederträchtigen Posse, wenn die Freien in ihrer ganzen Existenz der Gnade von Leuten überantwortet und ausgeliefert sind, auf die der König gar keinen Einfluß mehr hat."

Duimchen, der sich in Hamburg als unabhängiger Petroleumimporteur eine glänzende Position geschaffen hatte, ist selbst von der Standard-Oil-Co. ausgehungert worden, seine pessimistische Beurteilung der durch die Trusts geschaffenen Wirtschaftslage mag daher hier und da einer kleinen Korrektur bedürfen, aber in seinen Hauptausführungen hat er recht behalten, ebenso behalten seine positiven Vorschläge und die Mittel, die er im Kampf gegen die Trusts empfiehlt, bleibenden Wert. Was er vor zehn Jahren angeregt hat, nämlich „das gesetzliche Eingreifen in den Petroleumhandel“, wird sich hoffentlich unter der Leitung eines tatkräftigen Reichsschatzsekretärs in allernächster Zeit vollziehen.

Johannes Gaulke = Berlin

Erziehungsfragen

Volkserzieher von Dr. F. Ziehen, Quelle u. Meyer, Leipzig 1911; geb. 3,80 M. Die Idee einer Wissenschaft von der Volkserziehung ist ein Lieblingsgedanke Ziehens. Schon mehrfach hat er sich dazu öffentlich geäußert, und auch das vorliegende Buch soll in dieser Richtung anregen. Es soll in die verschiedenen Gebiete der Volkserziehung einführen, und zwar glaubt der Verfasser diesen Zweck am besten durch Lebensbeschreibungen großer Volkserzieher erreichen zu können. Er führt den Leser also durch die Weltgeschichte und macht überall da Halt, wo ihm ein volkspädagogisches Prinzip ganz besonders anschaulich in einer Person verkörpert zu sein scheint. Kaiser, Staatsmänner, Gelehrte, Geistliche, Männer der sozialen Arbeit, oft durch Zeit und Anschauung weit voneinander getrennt, rücken unter diesem Gesichtspunkte in eine Linie der Betrachtung, und mancher Stern, der in der politischen Geschichtsschreibung seinerzeit neben den helleren Sonnen verblaffen mußte, leuchtet hier in mildem und wärmendem Glanze, z. B. Adamantios Korais, Ignaz H. von Wessenberg, Oberlin und andere. Allerdings würde die Lektüre des Buches noch

belehrender und genußreicher sein, wenn der Stil weniger gelehrthafte wäre und die Lebensbilder mehr mit dem Auge des Künstlers gesehen wären. Aber auch so ist das Buch geeignet, starke Wirkungen auszulösen, besonders in unseren Tagen, wo die Not der Zeit das Gewissen den Aufgaben der Volkserziehung gegenüber wieder erheblich geschärft hat. Hoffentlich findet es recht viele Leser, und treibt sie nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zur opferfreudigen Mitarbeit an der Lösung dieser Lebensfragen unserer Nation.

Dr. Eduard Havenstein = Lübben

Tagesfragen

Literarische Halbwelt. Ihre Heimat ist Wien. Nicht das Wien der „schönen blauen Donau“, der süßen Mädels und des Stephanodoms, sondern jene vom lokalen Hintergrunde losgelöste wunderliche Kulturzentrale, die den Austausch von Waren zwischen den Hinterländern der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem westlichen Europa vermittelt. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß hier die Tore Asiens sich öffnen. Alles, was aus der großen Kulturfremdheit und unbeherrschten Grenzenlosigkeit des Ostens kommt und nach Westen hindrängt, alles, was diese schier unererschöpfliche Pandorabüchse herzugeben hat, prallt hier zum ersten Male mit der Abgeschliffenheit und dem urbanen Geschmack eines ausgesprochen europäischen Empfindens zusammen. Hier vertauschen die „zugereiften“ Panduren, Kroaten, Serben, Montenegriener und Galizier ihr mehr oder weniger schmieriges Kostüm zum ersten Male mit dem Kleide, das Europas überfüllte Höflichkeit vorschreibt. Hier wird mit dem Rocke meist auch die Religion und der kompromittierende Name abgelegt. Hier ist die Firzigkeit im Eraffen kleiner Kulturzipfel Trumpf. Und hier herrscht von Anfang bis zu Ende jenes beneidenswerte Anpassungs- und Einfühlungsvermögen, das nur im Heute lebt und alles, was noch gestern und vorgestern gewesen, wie einen bösen Traum von sich abschüttelt.

Das geistige Parvenütum, das sich von Wien aus wie ein schmutziger Strom über die deutschen Hauptstädte, insbesondere über Berlin und München ergossen hat, hat

uns denn auch jene literarische Halbwelt zugeführt, von der in diesem Zusammenhange geredet werden soll. Der Begriff des „Literaten“ hat angesichts dieser immer aufdringlicher werdenden Erscheinung allmählich einen stark anröchigen Charakter bekommen. Ja, man kann beinahe sagen, daß er sich schon heute zu einer ernsthaften Gefahr für unser künstlerisches Nationalbewußtsein ausgewachsen hat. Das literarische Berlin der Gegenwart ist von einer unübersehbaren Schar mehr oder weniger echter „Österreicher“ — sie hören allerdings zum Teil auf sehr klangvolle deutsche Namen — überflutet, die es alle für erforderlich halten, in ihrer Weise, unermüdetlich und betriebsam, an germanischer Kunst und Kultur mitzuarbeiten. Im Caféhaus sitzen sie und pressen ihrer grotesken geistigen Armut so etwas wie Schmocksche Brillanten ab. Sie schreiben in einer Sprache, die nur sie und ihre allernächsten Freunde für deutsch halten. Sie suchen krampfhaft nach dem, was sie ihre „persönliche Note“ nennen und was sie von anderen ihresgleichen unterscheiden soll. Sie saugen sich an den erstbesten „gut eingeführten“ literarischen Namen fest, in der stillen Hoffnung, daß der Messias sie vielleicht doch noch einmal an seinen Nothschößen mit zur Unsterblichkeit emportragen wird. Sie unterstützen, nach Maßgabe ihrer bescheidenen Kräfte, alles, was ungesund ist und verschmörtet und konstruiert und verbildet. Sie sind jede Minute bereit, dem ersten snobistischen Unsinn, den unsere verfahrenere Zeit als neueste Parole ausgibt, als begeisterteste Fahnensträger zu dienen. Sie nehmen sich selbst und ihr kleines menschliches Ich ungeheuer wichtig. Sie machen Unbefangene glauben, daß sie tief sind wie Zarathustra und unerschöpflich wie der Stille Ozean. Aber in Wirklichkeit beschränken sie ihre Sucht nach Persönlichkeitswerten meistens auf den bescheidenen Ehrgeiz, sich im Laufe des Jahres nur etwa zweimal die Haare schneiden zu lassen.

Da sie fast nie ein eigenes Gesicht haben und in besseren Stunden wohl auch die komische Bedeutungslosigkeit ihrer Figürchen herausfühlen, ziehen sie ein Auftreten in Mädeln der selbstgewählten splendid isolation vor. Sie sammeln sich in Cliques und

Grüppchen und treten, um besser wirken zu können, nur noch geschlossen auf den Plan. Sie gründen Zeitschriften, die fast gänzlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinen. Nur der Kenner wird die verschiedenen Schattierungen dieser Blätter, die alle paar Monate eingehen, um dann in ähnlicher Gestalt wieder aufzuleben, auseinanderhalten können. Genug, daß jedes eine ganz bestimmte Literatenclique repräsentiert, die alle Tage ihren Stammtisch im Caféhaus bezieht und von hier aus ihre vergifteten Pfeile auf wirkliche oder vermeintliche Gegner entsendet. Da wird dann der Theater- und Künstlerklatsch geschäftig kolportiert. Da wird mit einer feierlichen Umständlichkeit, als ginge es um Haupt- und Staatsaktionen, von ausgeklügelten „Problemen“ gehandelt. Und da hebt vor allen Dingen ein Gezänke und Getöse und ein gegenfeitiges Sich-mit-Schmutz-bewerfen an, so lachhaft und würdelos, daß Leute von einigem Geschmac sich mit allen Zeichen des Entsetzens davor bekreuzigen.

Denn das ist das Widerwärtigste an der ganzen Erscheinung: die Bürger dieser literarischen Halbwelt können ohne die Umgangsformen zänkischer alter Weiber nicht leben. Was den in England oder Frankreich reisenden Deutschen so angenehm berührt: das auf gegenseitige Achtung gegründete Kollegenverhältnis zwischen Journalisten und Schriftstellern — an den Tafelrunden unserer Caféhaus-Literaten sucht man vergeblich danach. Da ist der eine immer der geschworene Feind des anderen, den zu bekämpfen alle Mittel heran müssen. Ob da mit haarsträubenden Denunziationen gearbeitet wird, ob bei diesem sauberen Geschäft ganze Schmutzkübel ausgeschüttet werden — was tut das zur Sache! Das Entscheidende bleibt, daß man Aufsehen erregt und daß der Vorfall in den Kreisen, die es angeht, eine Weile diskutiert wird. Das Sprichwort von der Krähe, die der anderen die Augen nicht ausschaut, behält hier nur zum Teil seine Gültigkeit. Die groteske Beweihräucherung des Cliquegenossen, das Aufblasen lächerlicher Nichtigkeiten zur Größe eines Zeppelinballons, steht dicht neben dem von jeder Scham verlassenen Zu-Tode-Gehen des Anderzgläubigen.

Man könnte dies Schauspiel getrost dem Gelächter preisgeben, wenn dahinter nicht doch ein bitterer Ernst lauerte. Wer einmal in das literarische Berlin von heutzutage hineingesehen hat, in das Berlin, dessen Brennpunkt die Presse und das Theaterleben ist, der wird aus eigener Erfahrung wissen, welchen gefährlichen Umfang die geschilderte Bewegung allmählich angenommen hat. Die in Cliques verstreute literarische Halbwelt stellt sich der freien Entwicklung unserer künstlerischen Kultur überall hemmend und schädigend in den Weg, versucht unsere Theater und unsere Zeitungen mit dem schleichenden Gift ihrer ästhetischen Unfruchtbarkeit, und trägt, nehmt alles nur in allem, die Hauptschuld an den unerhörten Unterlassungssünden unserer hauptstädtischen Bühnen. Gerade in Berlin, das sich von jeher allem scheinbar Neuen mit etwas zu bereitwilliger Freudigkeit öffnet, hat die Cliqueswirtschaft mit Leichtigkeit jene heillose Machtstellung erringen können, die sie heute unbestritten besitzt. Mit ihren Sonderinteressen schließt sie einen festen

Ring um die oft schlecht beratenen Leiter unserer Theater; mit ihren Phrasen umwehelt sie die Redakteure unserer Zeitungen und schneidet den Betroffenen mit böswilliger Hartnäckigkeit alle Ader ab, die in die Zugluft des Lebens und der künstlerischen Gesundheit zurückführen. So, und nur so, konnte sich das unerfreuliche Bild des künstlerischen Elends ergeben, an dem besonders unser Theaterleben seit Jahr und Tag krankt.

Es werden hier absichtlich keine Namen genannt. Diese Zeilen richten sich gegen ein System, gegen eine Gesamterscheinung, nicht gegen einzelne Personen. Das Individuum ist dabei vollkommen gleichgültig. Gefährlich wird die literarische Halbwelt erst da, wo sie als kompakte Masse in die Erscheinung tritt. Aber diese kompakte Masse eines uns bedrängenden wurzellosen, unfruchtbaren Parvenütums muß denn auch als ernsthafte Gefahr erkannt und respektiert werden. Nur von dieser Erkenntnis aus kann der deutschen künstlerischen Kultur eine gründliche Genesung kommen. Mit dem gemüßlichen Unterschatzen

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütsregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange per Postkarte eine illustrierte Broschüre, die kostenlos versandt wird von Bauer & Cie., Berlin SW.48.

und Lächerlichmachen des Gegners ist nichts mehr geholfen. Die Situation ist ernst, ver-teufelt ernst sogar. Und schließlich lacht be-kanntlich am besten, wer zuletzt lacht.

Dr. Arthur Westphal = Berlin

Glossen

Aus unserem Leserkreis wird uns im An-schluß an die Glosse „Zwei Beispiele zur Er-läuterungsfucht“ mitgeteilt, daß Zelter wohl keinen Scherz im Sinne des Verfassers E. N. gemacht haben dürfte, wenn er das Landgut

des Ministers Schuckmann an der Unterspree als „Sandschlecht“ bezeichnete. In der Provinz Brandenburg nennt man nämlich eine völlig ertraglose, von tiefem Sande (Düne von alters her) durchsetzte Strecke eine „Schlechte“. Solche „Schlechten“ finden sich z. B. im Kreise Ost-Sternberg und im Kreise Züllichau bei Kay, in der Nähe des Schlachtfeldes vom 23. Juli 1759. Die Bezeichnung „Schlechte“ dürfte Zelter als geborenem Märker bekannt gewesen sein.

Die Schriftlg.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cietnow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.

Sprechsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Lügow 8610.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Grand Marnier

Edelster Liqueur aller Nationen

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30, Luisenparkstr. 18.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und

Ecken, geförnter Bezug, Schrift in Goldpressung. M. 1.75.

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in

Schwarz mit Gold. M. 1.—.

Einen Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein sendet auf Wunsch der Verlag.

Berlin SW. 11,
Tempelhofer Afer 35a

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.